Statistik der Verzweiflung

Von den 220 Personen, die im Jahre 1928 in München durch Selbstmord aus dem Leben schieden (gegen 209 im Jahre 1927), waren 124 männlich, 96 weiblich, 11 unter 18 Jahren, 139 im Alter von 18 bis 50 Jahren, 70 über 50 Jahre alt; 153 waren katholisch, 48 evangelisch, 8 mosaisch, 11 freireligiös, 100 waren ledig, 87 verheiratet, 20 verwitwet, 13 geschieden, 64 lebten in friedlicher, 23 in unglücklicher Ehe, 115 befanden sich in günstigen, 52 in ungünstigen Vermögensverhältnissen, bei 53 sind die Vermögensverhältnisse unbekannt geblieben; 17 waren gesund, 62 körperlich leidend, 51 geistesgestört, bei 90 sind die Gesundheitsverhältnisse unbekannt; in 13 Fällen konnte nachgewiesen werden, daß Eltern oder Großeltern geisteskrank waren oder Selbstmord verübt hatten. Als Beweggründe zum Selbstmord kamen in Betracht materielle Sorgen in 60, Geisteskrankheit in 34, körperliche Leiden in 55, Liebeskummer in 20, Furcht vor Strafe und Entehrung in 20 Fällen; in 31 Fällen ließ sich der Beweggrund nicht feststellen.

Von den 288 Personen, die im Jahre 1928 in München freiwillig aus dem Leben zu scheiden versuchten (326 Personen im Jahre 1927), waren 123 männlich, 165 weiblich, 10 unter 18 Jahren, 255 im Alter von 18 bis 50 Jahren, 23 über 50 Jahre; 149 waren ledig, 103 verheiratet, 19 verwitwet, 17 geschieden.

Von den 220 Selbstmorden und 288 Selbstmordversuchen des Jahres 1928 fallen auf Erschießen 75 (57 vollendete und 18 versuchte Selbstmorde), Vergiften 272 (87 vollendete und 185 versuchte Selbstmorde), Ertrinken 50 (20 vollendete und 30 versuchte Selbstmorde), Aufschneiden der Pulsader oder Erstechen 41 (3 vollendete und 38 versuchte Selbstmorde), Erhängen 42 (37 vollendete und 5 versuchte Selbstmorde), auf andere Arten 28 (16 vollendete und 12 versuchte Selbstmorde).

Die Zahl der Selbstmorde war am höchsten in den Monaten Juni und September (27), am niedrigsten im Monat Oktober (9), die der Selbstmordversuche am höchsten im Monat Januar (33), am niedrigsten im Monat Mai (15).

Zugzusammenstoß im Nebel

Ludwigshafen, 22. Januar

Gestern stieß bei ungewöhnlich starkem Nebel im Bahnhof Mannheim eine rangierende Güterzugslokomotive auf den Schluß des nach Kirchheimbolanden ausfahrenden Personenzuges 437. Fünf Reisende erlitten Verletzungen.

Schmuggler beschießen Skifahrer

Furth i. W., 22. Januar

Am Sonntag unternahmen mehrere Regensburger Herren einen Skiausflug in die Gegend von Furth i. W. Unweit der Grenze stießen sie auf einige schwerbepackte Schmuggler, die vermutlich Tabak nach Bayern einschmuggeln wollten. Die Schmuggler, wohl in der Meinung, Gendarmeriebeamte auf Skiern vor sich zu haben, gaben in einer Entfernung von 5—600 m einige Schüsse ab und nahmen dann schleunigst Reißaus ins Böhmische. Von den Skiausflüglern wurde glücklicherweise niemand getroffen.

Schlägerei zwischen Rotschlipsen und Vogtländern

TU. Dresden, 22. Januar

Gestern spielten sich in dem Stammlokal der Roland-Brüder in der Stärkengasse heftige Kämpfe zwischen Rotschlipsen und Vogtländern ab. Als das herbeigerufene Ueberfallkommando eintraf, waren die Beteiligten bereits geflüchtet. Sie wurden jedoch auf der Marienbrücke eingeholt. Etwa 40 Mann, die zum Teil mit Aexten und anderen Werkzeugen bewaffnet waren, wurden verhaftet und nach dem Polizeipräsidium gebracht. Sie werden wegen schweren Landfriedensbruchs der Staatsanwaltschaft vorgeführt werden.

Damen dürfen nicht rasieren

(U) Berlin, 22. Januar

Sonderdienst der Münchner Telegramm-Zeitung

Der preußische Handelsminister hat soeben durch einen Erlaß darauf hingewiesen, daß auch in Zukunft die Ausbildung weiblicher Personen in den Arbeiten des Friseur-Herrenfaches (Rasieren und Haarschneiden) nicht in Frage kommt. Sie sind jedoch in sämtlichen Arbeiten des Damenfaches einschließlich der erforderlichen Haarschnitte vollständig auszubilden.

Lessing-Jubiläum

Lessingfeier der Berliner Akademie der Künste

WTB. **Berlin, 22. Januar**

Die Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste hielt gestern, am Vorabend des 200. Geburtstages Lessings, im Festsaal der Akademie ihre Lessingfeier ab. Unter den geladenen Ehrengästen befanden sich u. a. der preußische Kultusminister Becker und der französische Botschafter, ferner Vertreter von Staatsregierung und Behörden, sowie hervorragende Vertreter von Literatur und Kunst.

Nach Musikvorträgen sprach Präsident Professor Dr. Max Liebermann einleitende Worte, in denen er sagte, frische, freie Luft ströme noch heute aus Lessings kritischen Schriften. Der Geist, der diese Schriften schuf, sei unsterblich. Wir könnten nur wünschen, daß uns heute, 200 Jahre nach Lessing, ein neuer Lessing geboren werde.

Professor Dr. Julius Petersen gab hierauf einen Rückblick über „Zwei Jahrhunderte Lessing". Niemand habe ursprünglicher deutsch geschrieben, als Luther und Lessing. Lessing, der Reformator der Literatur, habe uns von dem Joch des Buchstabens und der Regel befreit.

Professor Dr. Thomas Mann beschäftigte sich als dritter Referent mit Lessings nationaler Sendung, die in kritischer Klärung bestanden habe. Er sei der Künder eines mythischen Typus der Klassiker, eines Dichterverstandes. Der Geist des historischen Lessing habe seine Aufgabe, deren Wichtigkeit nicht zu unterschätzen und die heute mehr denn je zu würdigen sei. — Mit einem weiteren Musikvortrag wurde der Festabend beendet.

Ein Lessing-Denkmal für Cleveland

WTB. **Cleveland, 22. Januar**

Ein aus sehr angesehenen Bürgern bestehendes Komitee der Stadt Cleveland hat beschlossen, anläßlich des 200. Geburtstages Lessings eine Bronzebüste des Dichters zu erwerben und sie der Stadt zu schenken. Es ist geplant, die Büste in einem neu anzulegenden deutschen Garten aufzustellen, der seinen Platz in der Nähe eines sogen. Shakespeare-Marktes finden soll. Das bereits in Cleveland befindliche Goethe-Schiller-Denkmal soll ebenfalls in den neuen Garten verlegt werden.

Geht man mit literarischen Forderungen ins Kino, so werden einen natürlich Wildwest- und Kriminalfilme wenig befriedigen. Will man aber einfach zwei Stunden lang gefesselt, abgelenkt, unterhalten sein, dann hat dieses Genre seine unleugbaren Qualitäten. Insbesondere, wenn zwei so gute Filme dieser Art in einem Programm zusammengestellt sind, wie jetzt im Emelka-Filmpalast. Der „Präriereiter" ist eine Wildwestangelegenheit voll Tempo und Humor, mit guten Reitszenen, Jagden und Verfolgungen, nur hinterher fühlt man sich versucht zu fragen: Warum hat der Held nicht schon längst vorher den Mund aufgetan — dann wäre der ganze Film nicht nötig gewesen! Carl de Vogt dagegen hat als Detektiv seinen guten Grund, den Diamantenräuber ausbrechen zu lassen. Desto sicherer wird er die ganze Bande im „Haus Nr. 17" fangen. Das ist ein Spukhaus, wie es in keinem Roman steht, mit verhängnisvollen Türen, verborgenen Schächten, bröckelnden Wänden und vergrabenen Schätzen. Seine Unheimlichkeit wird gesteigert und gemildert zugleich nach bewährtem Rezept durch den grotesken Humor eines unfreiwilligen Mithelden.

Armenball. Trotz der großen Konkurrenz ist der Andrang zum Ballfeste zugunsten der Armen am heutigen Abend groß. Die Spitzen der staatlichen und städtischen Behörden, die Rektoren der Universität und der Technischen Hochschule, ferner prominente Namen aus Kunst und Literatur sowie aus Handels- und Industriekreisen haben ihr Erscheinen in Aussicht gestellt. Ein großer Teil des Logenhauses ist verkauft, auch der Saalkartenverkauf hat lebhaft eingesetzt.

Chrysanthemenball. Dem Glückshafen des Chrysanthemenballs ist von Dr. Hugo Eckener eine Zeppelin-Fernfahrt gestiftet worden. Ferner hat die Hamburg-Amerika-Linie eine 1. Klasse-Freireise Hamburg—Helgoland und zurück geschenkt. Eine ganz reizvolle Idee ist auch die Stiftung von der Pension Finsterlin in Neuhaus bei Schliersee in Form von 4 Weekendgutscheinen. Die geplante Erstaufführung des Theaterstückes „Kwanon Sama" nach altjapanischer Sage, Text von Robert Geo Wiesengrund und Musik von Alfred Schlageter begegnet großem Interesse.

Völkerbuntschau des Oesterreichischen Hilfsvereins. Die Vorbereitungen für dieses ganz eigenartige Ballfest sind im besten Zuge. Wie der Titel schon sagt, ist der Phantasie der Besucher sehr viel Raum gegeben, denn in einer „Völkerbuntschau" können ja Kostüme aller Nationen verwendet werden. Die gemütlichen Räume in den „Vier Jahreszeiten" werden dem Ball einen sehr schönen Rahmen verleihen.

Beredsamkeit

Von

Hermann-Bahr

Seit Deutschland, ein Volk von Rednern geworden ist, merkt man erst, wie wenige sprechen können. Die Redner scheinen nicht zu wissen, daß Sprechen eine Kunst ist und wie jede Kunst ihren besonderen Gesetzen zu gehorchen hat. Wer am lautesten schreit, wer die anderen niederschreit, erzwingt sich freilich für den Augenblick Gehör, aber bloß so lange, bis ihn ein noch hellerer Tenor, ein noch tieferer Baß verstummen läßt. Es gibt freilich geborene Sprecher, die bloß irre werden, wenn man sie zu belehren versucht, welchen geheimen Forderungen ihre Beredsamkeit gehorcht. Schon Griechen und Römer kannten und übten die Pflichten des Redners, es gab in ihrer Zeit Schulen der Beredsamkeit, es gab solche Schulen auch in der mittleren Zeit, zur Ausbildung der Prediger, und bis in die Gegenwart hinein ist das Wiener Burgtheater eine Hochschule der sprechenden Kunst geblieben; Strakosch war ihr großer Lehrer, Kainz sein dankbarster Schüler, und noch heute glänzt die Beredsamkeit der Hedwig Bleibtreu wie von Devrient und Reimers.

Es gibt geborene Redner, die gar nicht erst belehrt werden müssen, aber Demosthenes schon zeigt, daß selbst ein Stottern sich dieser hohen Kunst bemächtigen kann. Es fehlt nur heute leider an Einsicht in die Bedeutung der Redekunst; auch auf der Kanzel sind überwältigende Sprecher selten geworden, und die Pflicht, Sonntags eine Predigt zu hören, wird einem zuweilen sauer genug. Gar aber das Schauspiel, das doch stets, um zur vollen Wirkung zu gelangen, zugleich auch ein Hörspiel sein muß, droht zu sinken, seit die Kunst zu sprechen, immer seltener wird. Als in den achtziger Jahren der Naturalismus ausbrach, galt der Jugend eigentlich nur noch die Mundart für echt; Sprechkunst war hinfort immer schon der Künstelei verdächtig, reines Deutsch klang fortan affektiert. Davon hat sich die deutsche Bühne heute noch nicht erholt. Der Geist der Zeit hat sich längst gewandelt, er dringt wieder auf Haltung, Zucht und Würde, vor allem aber auf Stil. Hölderlin und Kleist sind die Dichter der Jugend, die den großen Krieg erlebt hat, sie wendet sich von Goethe weg zu Schiller, dem reifen Schiller, dem der „Braut von Messina". Die Bühnen gehorchen diesem Verlangen, gewahren aber beschämt, wie rar in unserer Zeit Schauspieler geworden sind, die Schillers Verse halbwegs bewältigen können. Der Schauspieler wird erst wieder Verse sprechen lernen müssen, wer soll ihn die vergessene Kunst lehren? So schlägt jetzt die Stunde für Franz Jacobi, den bayerischen Hofschauspieler und Professor an der Münchner Akademie der Tonkunst. Seine „Kultur der Aussprache" (Verlag R. Oldenbourg, München 1927) ist ein unvergleichliches Lehrbuch deutscher Beredsamkeit. An der Stirne trägt es einen Satz Nietzsches: „Die Sprache ist ein von den Vorfahren übernommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbgut, vor dem man Ehrfurcht haben soll als vor etwas Heiligem und Unschätzbarem und Unverletzlichem." Seine Schüler wird dieser Meister allerdings zuweilen weidlich schwitzen lassen, doch es lohnt den Schweiß und schon die Griechen wußten ja, daß der Mensch, der nicht zunächst gehörig geschunden wird, stets unerzogen bleibt. Auf Goethe hat dieser Spruch Menanders so stark eingewirkt, daß er ihn an die Stirne von „Dichtung und Wahrheit" setzte. Je mehr unser verehrter Jacobi die Zungen der Jugend schindet, desto besser wird ihre Zunge turnen und nach Jahren erst wird sie erkennen lernen, wie viel sie ihm fürs ganze Leben zu danken hat.

Vierhundert Mark gefressen. Ein Landwirt aus Falkenstein wurde beim Geldzählen aus dem Zimmer gerufen. Im nächsten Augenblick spazierte eine im Stalle losgewordene Ziege durch die unverschlossene Tür in die Stube, kam zu dem Papiergeld und fraß alle Scheine, insgesamt 400 Mark Wert, auf. Als der Besitzer zurückkehrte, verschluckte der „Vielfraß" gerade den letzten Geldschein. Der Landwirt hat den vierbeinigen Dieb sofort geschlachtet, sein Geld aber nicht mehr im Magen des Räubers vorgefunden.

Schneeregen

Dem ersten Ausläufer der auf dem Ozean gelegenen Depression, welcher am Samstag abgestoßen wurde, ist heute ein zweiter, etwas kräftigerer, gefolgt. Der eigentliche Vormarsch des Tiefdruckgebiets hat noch nicht begonnen, da ein zwischen Grönland und Skandinavien ausgetretenes Hochdruckgebiet einen ernsten Widerstand darstellt.

Wettervorhersage, ausgegeben Dienstag, 22. Januar, mittags 11½ Uhr: Zunächst weitere Schneefälle, in tieferen Lagen zeitweise in Regen übergehend, dann wieder Aufklaren und Nachtfrost.

Alle Kinder Gottes...

Roman

von

Arthur Rundt

Nachdruck verboten.

15. Fortsetzung

In der Ferne hörten sie den Ton einer Drehorgel. Sie folgten ihm und kamen an den Platz, wo sich mitten in der Weltstadt ein altmodisches Karussell dreht. Nur ein paar Kinder standen herum, es war noch früh, erst der spätere Nachmittag ist die Stunde dieses Tummelplatzes. Aber die beiden wußten heute nicht, ob es früh war oder spät.

Dann zog er sie plötzlich mit sich, zu dem Manne hin, der die Nickel kassierte, hob sie auf ein hölzernes Pferd und setzte sich auf den Schimmel daneben.

Jetzt ging es los. Zur Drehorgel gesellte sich Pauke und Tschinelle und das Stampfen der Maschine, die den Kreis der Pferde und Karossen bewegte. Sie ritten noch stolzer als vorhin das reiche Mädel über den Kies.

In den Lärm hinein rief der Reiter seitwärts hinüber: „Hallo, Mrs. Garrett, wie geht's?"

Und Mrs. Garrett antwortete beinahe ebenso ausgelassen: „Fein! Und dir?"

„Auch fein. Alles in Ordnung." —

VI.

Marylin und Philip hörten nicht so bald auf, Karussell zu fahren, sich zu heiterer Musik im Kreise zu drehen, einander anzuschauen und zu fragen: „Hallo, wie geht's?" und immer schon im voraus zu wissen, daß die Antwort lauten werde: „Fein, alles in Ordnung."

Und sie hörten auch nicht auf, wie Kinder Hand in Hand hügelan zu laufen, oben angekommen, zum Himmel zu gucken und dann die Anhöhe wieder hinab zu wirbeln.

Philip war der erste, den das Glück in solchen Taumel versetzte, Marylin folgte ihm nur langsam, aber dann schien auch sie völlig glücklich.

Alles war Philip Bestätigung dafür, daß er nirgends sonst so vollkommenes Glück gefunden hätte. Wenn er durch die Straßen ging, verlangsamte er bisweilen seinen Schritt, musterte Mädchen und Frauen in Linnies Alter, die ihm entgegenkamen, und verwarf sie alle. Keine von ihnen konnte wie Linnie sein, keine ihr auch nur nahekommen. Linnie war anders als sie. Sie alle schienen sich jedem anzupreisen, lächelnd und mit grellen Farben; um Marylin blieb der Schatten ihres geheimnisvollen Widerstands, etwas von ihm war auch jetzt noch da, obwohl er längst besiegt schien.

Philip begriff sich selbst erst jetzt vollkommen: warum er ihr damals gefolgt war, warum er nicht von ihr ließ, sondern standhaft blieb trotz ihrer heftigen Abwehr. Er überblickte alle Phasen des Kampfs um sie, jene Versuchungen, denen er entgangen war, und er stellte sich selbst das Zeugnis aus, immer richtig und gut gehandelt zu haben bis zum glücklichen Ende.

Es gehörte zu Philips Glück, daß er mit sich zufrieden war. Wer ihn beobachtet hätte, wie er drüben in Newark von der Station zum Office ging, wie er das Haus betrat, hinauffuhr, oben sein Jackett gegen das Arbeitskleid umtauschte und wie er sich dann an den Zeichentisch setzte, der würde an allem wahrgenommen haben, daß sich eine leise Wandlung an ihm vollzogen hatte: er war sicherer geworden, mehr, als es früher war, ein Mann.

Als der Manager in der Real Silk erfuhr, daß aus Miß Palmer eine Mrs. Garrett geworden war, sagte er in einem Augenblick, als es die anderen nicht hören konnten, zu Marylin: „Und wie wäre es gewesen, wenn wir Sie nach Denver geschickt hätten? Als damals der Brief mit der Absage kam, waren Sie nahe am Weinen; ich hab's bemerkt, der Brief war Ihnen damals eine harte Enttäuschung. Und jetzt, sehen Sie, jetzt hat sich gezeigt, daß es wohl zu Ihrem Glück war."

An einem sehr heißen August-Sonntag blieben Philip und Marylin, bis es kühler zu werden begann, zu Hause, fuhren dann nach der unteren Stadt bis zu Battery Park und saßen wieder auf jener selben Bank am Wasser, wie an ihrem ersten Neuyorker Sonntagnachmittag.

„Es geht vorwärts, Linnie," sagte Philip und hielt wie immer ihre Hand in der seinen, „es geht vorwärts, Linnie, sogar schneller, als ich gedacht habe." Und dann nach einer Pause: „Wir waren damals ganz fremd hier, und ich habe gefürchtet, daß wir es lange bleiben werden. Aber unsere Kinder, hab' ich schon damals gesagt, die werden schon richtige Neuyorker sein."

„Wer weiß, Phil, ob wir Kinder haben werden."

„Natürlich werden wir Kinder haben, eines nach dem andern, wie meine Eltern."

„Wer weiß?" wiederholte Marylin und sah aufs Wasser hinaus ein paar Schiffen nach, die gerade mit der Flut den Hafen verließen.

Sie standen auf und gingen zur Untergrundbahn, um wieder nach Hause zu fahren. Sie sprachen kein Wort, erst als sie unten auf dem Bahnsteig neben den Geleisen standen, sagte Marylin noch einmal, als hätte sie die ganze Zeit über an nichts anderes gedacht: „Wer weiß, Phil, ob wir Kinder haben werden."

Philip konnte nicht antworten, denn in diesem Augenblick donnerte der Zug herein, der von Coney Island her nach Manhattan kam und von Sonntagsausflüglern überfüllt war.

Es wurde Herbst. Glinn hatte lange Besprechungen mit Philip, denn die Individual Home beschäftigte sich bereits mit dem Arbeitsplan des künftigen Sommers. Drüben in Neuyork waren die Häuser der ersten Bauperiode bereits fertiggestellt, vermietet und bezogen. Die Gesellschaft hätte dreimal so viel Wohnungen vermieten können, wenn sie schon im ersten Jahr einen größeren Teil der Terrains verbaut hätte. Deshalb war auch davon, daß die Garretts hinüberziehen sollten, nicht mehr die Rede.

Glinn lag förmlich auf dem Zeichentisch und wütete gegen die weißen Streifen des Bauplans, die die leeren Flächen anzeigten: „Das alles, Philip, muß übers Jahr voll sein. Benjamin Glinn hat Tempo im Leibe, und die Individual Home muß mithalten."

Mindestens zweimal in der Woche holte Odette am Nachmittag Marylin bei der Real Silk ab. Beide hatten, bis die Männer nach Hause kamen, noch fast zwei Stunden Zeit, und die verbrachten sie mit Einkäufen oder in einem Kino. An Samstagen, wenn das Real-Silk-Office früher geschlossen wurde, gingen sie manchmal in die Nachmittagsvorstellung eines Broadway-Theaters oder einer Revue. Odette redete jetzt ganz anders mit Marylin, sie behandelte sie nicht mehr wie früher als Kind, sie nahm sie für voll. Die beiden Frauen waren unversehens Freundinnen geworden. Nur kam es vor, daß Odette über Dinge sprach, die Marylin nicht hören wollte. Dann zog Marylin ihren Arm schen zurück, und Odette hatte Mühe, sie wieder für sich zu gewinnen.

Wenn Philip abends gegen sieben Uhr nach Hause kam, fand er Marylin mit einer großen Schürze in der Küche.

„Ist etwas zu öffnen?" war seine tägliche Frage. Aber er hätte es nicht nötig gehabt zu fragen, denn wenn es etwas zu öffnen gab, stand die Büchse und das Werkzeug schon für ihn bereit, immer am gleichen Platze, an der Ecke des kleinen Tischs.

Hatte Philip seinen Teil an der Küchenarbeit getan, so ging er ins Eßzimmer hinüber. Dort traf ihn Marylin dann Zeitung lesend und oft hemdärmelig. Aber dieser Formlosigkeit widersprach sie mit immer gleichbleibender Ruhe, und bevor sie das Tablett niedersetzte, mußte Philip wieder in seinen Rock geschlüpft sein. Dafür hörte sie während der Mahlzeit an, was er in der Zeitung gelesen hatte oder was er vorlas.

Sie fuhren noch immer Karussell zu heiterer Musik. Das Grammophon stand im Schlafzimmer, das vom Eßzimmer durch einen Perlvorhang getrennt war.

Der Winter hatte auch in diesem Jahr mit einem mehrtägigen Schneefall eingesetzt, wieder waren die Schritte der Passanten in den Straßen Neuyorks unhörbar. Da lehnte sich eines Tages Odette, als sie und Marylin aus der Kälte in eine Teestube geflüchtet waren, lachend in ihrem Stuhl zurück und sagte zu der Freundin: „Es gibt 'ne Neuigkeit, Linnie. Aber wehe dir, wenn du uns auslachst!"

„Weshalb sollte ich euch auslachen?"

„Charlie hat mir erlaubt es dir zu sagen. Erst wollte er nicht. Aber dann hat er eingesehen, daß es am besten ist, wenn es unter uns Frauen erledigt wird."

„Was gibt's denn? So sag's doch!"

„Du darfst es auch Philip sagen, du sollst sogar. Ich weiß, es wird das erste sein, was du ihm heute abend erzählst. Nämlich... wir... Charlie und ich, wir werden nämlich heiraten."

Marylin gab sich keine Mühe, ihr Staunen zu verbergen. Aber sie dachte nicht daran, die beiden auszulachen.

(Fortsetzung folgt)

Der Zentenartag der Uraufführung von „Faust"

(Mit persönlichen Mitteilungen des ersten Weimarer Mephisto)

Im Jahre 1790 ließ Goethe „Faust" als Bruchstück erscheinen. Dann blieb das unvollendete Werk lange, lange liegen, Goethes Schaffen wurde unterbrochen durch andere Arbeiten, die den nimmermüden Geist beschäftigten, und erst im Sommer des Jahres 1797, also sieben Jahre später, packte ihn der Faststoff wieder und ließ ihn nicht mehr los. Er wußte, welche hohen Berge noch zu ersteigen waren und wie die Felsen sich immer mehr zusammendrängten. Dennoch sprach er die Worte: „Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Moment an, so sollte das Werk zumänniglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen." Und wieder reißt er sich los, wieder findet er nicht die notwendige Sammlung. Schon beginnen die Zweifel, ja die Furcht wird, wie in einem Briefe Friedrich Schillers an den Verlagsbuchhändler Cotta in Leipzig, datiert vom März 1800, zu lesen steht, rege, daß „Goethe seinen ‚Faust' ganz liegen lasse". Endlich acht Jahre nach dieser pessimistischen Voraussage schreibt Goethe auf das „Faust"-Manuskript das erlösende Wort: „Finis". Womit allerdings noch lange, noch sehr lange nicht gesagt werden konnte, daß sich Goethe der Bühnenwiedergabe des Werkes gefügiger gezeigt hätte. Mühsam mußte ihm die Zustimmung zu einer Aufführung von „Faust" abgerungen werden, denn er hielt es für undenkbar, daß eine Gesamtwirkung von „Faust" von der Bühne her zu erzielen sei, wenngleich er sich darüber im klaren war, daß einzelne Szenen, namentlich die erste mit Mephistopheles und die Begegnung Fausts mit Gretchen, wohl auch bei all ihrer Skurrilität die Walpurgisnacht auf das Publikum starken Eindruck hervorrufen würden. Im Winter 1810 wurde nun eine Aufführung auf dem Weimarer Theater erwogen. Goethe aber bezeichnete die Sache als ein „leichtsinniges Unternehmen" und ließ den Gedanken schon aus dem Grunde wieder fallen, weil der von ihm so sehr geschätzte Liederkomponist Zelter in Berlin sich nicht geneigt zeigte, dem Ansinnen zu entsprechen, die begleitende Musik zu komponieren. Im Jahre 1816, also sechs Jahre später, war Goethe anderen Sinnes geworden und bereitete eine Aufführung in Weimar vor, ja, es wurde sogar eine Leseprobe abgehalten. Und wieder kam es nicht zur Realisierung des Planes.

So vergingen weitere dreizehn Jahre, bis endlich am 19. Januar 1829 die strahlende Sonne des „Faust"-Dramas auf dem Himmel der deutschen Bühne aufgehen konnte. Angemerkt sei, daß, ein wahrhaft kühnes Unternehmen, eine Aufführung von Fragmenten aus dem ersten Teil „Faust" durch den Theatermäzen Fürsten Radziwill mit der Berliner Hofgesellschaft im Mai 1819 vor geladenen Gästen stattfand, die so gelungen gewesen sein soll, daß ein Jahr darauf der erste Teil ohne Striche aufgeführt wurde.

Nun zu dem großen Gedenktag der Uraufführung des Jahres 1829, die der literarisch gebildete Direktor des Hoftheaters in Braunschweig August Klingemann zuwege brachte. Daß Goethe die Erlaubnis hiezu erteilte, mag vielleicht auch darauf zurückzuführen gewesen sein, daß sich Klingemann in seinem Ansuchen darauf berufen konnte, daß Herzog Karl von Braunschweig die Aufführung von „Faust" gewünscht habe. Die Schwierigkeiten, die sich der Inszenierung und der Besetzung der Rollen entgegenstellten, schienen anfangs unüberbrückbar, doch soll nach vielen, vielen vorliegenden Zeugnissen das Unternehmen Klingemanns durchaus gelungen sein. Der Theaterzettel dieser denkwürdigen Uraufführung kündigte an:

„Zum erstenmal Faust, Tragödie in 6 Abteilungen, von Goethe, für die Bühne redigiert."

Den Faust spielte Eduard Schütz, das Gretchen Wilhelmine Berger-Pichler, der Darsteller des Mephistopheles hieß Marr. Nun war das Eis gebrochen, eine Opposition gegen die Aufführung in Weimar nicht mehr möglich. Und so ging „Faust" fünf Monate später, am 29. August 1829, an der Weimarer Hofbühne zum erstenmal in Szene. Die neue Einrichtung, die Goethe besorgt hatte, machte aus der Tragödie acht Abteilungen. Faust war einer der beliebtesten und intelligentesten Schauspieler des Weimarer Ensembles. Durand, die Rolle der Margarete lag in den Händen von „Demoiselle" Lortzing.

Die bedeutendste Leistung aber soll Carl von La Roche geboten haben, der den Mephistopheles tragierte. La Roche war anderthalb Jahre zuvor an die Weimarer Hofbühne engagiert worden, wo er, wie es damals üblich war, nicht allein im Schauspiel, sondern auch in der Oper beschäftigt wurde, ja, es seiner großen Geschicklichkeit und seiner Intelligenz zu danken hatte, daß ihm auch die Funktionen eines Oberregisseurs übertragen wurden. Goethe hatte an dem sympathischen Schauspieler und lebensfreudigen Menschen Gefallen gefunden und ließ ihm manche Zeichen seiner Zuneigung zuteil werden. Er zog ihn zu wichtigen Aufgaben heran, und es stand für ihn fest, daß er für den Mephisto keinen geeigneteren Darsteller zu finden vermöchte als La Roche. Es lag dem großen Dichterfürsten nun ganz besonders daran, daß das böse Prinzip, das der Höllenkavalier verlebendigt, besonders scharf in die Erscheinung trete und betonte das schon bei der ersten in seinem Hause am Frauenplan zu Weimar stattgefundenen Leseprobe. Der Dichter las das Werk den versammelten Darstellern mit eindringlichster Kommentierung der tragenden Szenen vor. La Roche ließ er die Mephisto-Rolle als einzigen der Schauspieler selbst lesen. Und tags darauf kündigte — ich berufe mich auf das mündliche Zeugnis La Roches, mit dem ich das Glück hatte, im letzten Jahrzehnt seiner Burgtheaterwirksamkeit verkehren zu dürfen — der Dichter dem darob überseligen Schauspieler an, daß er selbst sich mit ihm an das Studium der Rolle machen werde.

Und nun verging, bis zu der denkwürdigen Weimarer Uraufführung kaum ein Tag, ohne daß La Roche in dem Studio Goethes, dessen Fenster auf den lieblichen Hausgarten gingen, unter des Dichters Augen die Rolle des Mephisto studierte, so genau, so gewissenhaft, so durchgearbeitet in jedem Detail, daß La Roche sagen konnte, sein Mephisto sei ganz Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute des Dichters, jedes Wort, jede Betonung, jede Geste habe er nur Goethe abkonterfeit. Carl von La Roche, der auch eine so merkwürdige Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit denen Goethes hatte, daß man ganz sinnwidrig munkelte, er sei ein natürlicher Sohn des Olympiers von Weimar — der, was in der Weimarer Gesellschaft namenloses Befremden erregte, der Aufführung fernblieb, auch die nächsten Wiederholungen unbeachtet ließ — wußte auch über die Bühnenvorbereitungen zur Weimarer Aufführung ungemein interessant urnd fesselnd zu erzählen.

La Roche war nicht allein der erste Mephisto in Weimar, der unter Goethes Augen auftrat, sondern auch der erste Mephisto des Burgtheaters, als sieben Jahre nach dem Tode des Dichters „Faust" in einer ausgezeichneten und subtilen Einrichtung Josef Schreyvogels im Jahre 1839 zum erstenmal vor den Wienern erschien. La Roche hat diesen denkwürdigen Tag noch fünfundvierzig Jahre überlebt; er starb im Jahre 1884.

S. L.